

Zur Kulturgeschichte des Gesundheitsbegriffs

Klaus Bergdolt

Was ist Gesundheit? Nichts erscheint – um es gleich vorwegzunehmen – schwieriger als die Beantwortung dieser Frage. In einer ägyptischen Grabinschrift wird der Gesunde – fast cartesianisch – nach der Funktionsfähigkeit seiner Organe definiert: „Gegeben werden dir deine Augen, um zu sehen, deine beiden Ohren, um Gesprochenes zu hören. Dein Mund redet, deine Beine laufen, es drehen sich nach deinem Belieben Arme und Schultern. Fest ist dein Fleisch, geschmeidig sind deine Muskeln. Du erfreust dich all deiner Körperteile. Du findest deinen Körper vollzählig, indem er ganz und wohlbehalten ist.“ Leichter und populärer als die Gesundheit zu definieren erschien es seit uralten Zeiten allerdings, ihre Vorteile zu unterstreichen. „Wo sie fehlt, kann Weisheit nicht offenbar werden, Kunst keinen Ausdruck finden, Stärke nicht kämpfen, Reichtum wird wertlos, und Klugheit hat keine Konsequenzen“, erkannte um 300 vor Christus der alexandrinische Arzt Herophilos, und 22 Jahrhunderte später zählte die Gesundheit – um ein Beispiel unserer Zeit herauszugreifen – für den Arzt und Schriftsteller Arthur Schnitzler neben der Liebe und dem Leben zu den „absoluten Gütern“ des Daseins.

Dokumente und Zeugnisse, welche die Gesundheit betreffen, gehören zu den ältesten erhaltenen der Menschheitsgeschichte. „Du sollst mir Gesundheit geben und ein langes Leben und ein hohes Alter“, heißt es in einem Gebet aus der Zeit Ramses IV. (um 1150 v. Chr.). Damit war

ein Gott angesprochen, und Götter und Dämonen standen im ganzen Altertum im Verdacht, für Gesundheitsstörungen verantwortlich zu sein. Ärzte konnten – ungeachtet ihrer beeindruckenden Wissenschaftstradition – ohne göttliche Billigung keinen Erfolg haben; der gute Arzt – so lehrte es auch das Corpus Hippocraticum – baute selbst auf Gebete. Im christlichen Umfeld, im orthodoxen Judentum und im Islam war – und ist das bis heute – nicht anders: Gott bestimmt über Krankheit und Gesundheit, er teilt, wie einst die Parzen, die Lebenszeit zu. Um Menschen zu bestrafen und zu prüfen, gibt er mitunter – nach Auffassung der meisten frühen Theologen – dem Bösen, d. h. dem Teufel und den Dämonen, die sämtlich Krankheiten bewirken können, einen weiten Spielraum.

Gesundheitsstörungen hatten in der christlichen Theologie vor allem mit menschlicher Schuld zu tun. Im Paradies, vor dem Sündenfall, gab es nach Augustinus keine Kranken und Sterbenden. Doch war *körperliches* Wohlergehen (wenn wir „Gesundheit“ zunächst auf diese Weise eingrenzen wollen) für Christen überhaupt von Bedeutung? Paulus schrieb im ersten Korintherbrief: „Ich züchtige und unterwerfe meinen Leib“ (1 Kor. 9, 27). Manche Apologeten und Kirchenväter, etwa Tatian (2. Jh.) oder Justin (2. Jh.) – nicht zu reden vom Häretiker Marcion! – hielten deshalb nur die *seelische* Gesundheit für wichtig. Basilius der Große sah körperliche Schwäche mit allen Zeichen der Hinfälligkeit als für das Seelenheil förderlich an. Auch Antonius der Einsiedler propagierte eine radikale Körperverachtung – viele weitere Beispiele könnten hier angeführt werden.

Ignatius von Antiochien (um 110), der Autor der sogenannten Johannes-Akten (2. Jh.), Clemens von Alexandria (um 200), vor allem aber Ambrosius und Augustinus (im 4. Jahrhundert) verwiesen dagegen auf die Rolle *Christi* als Vorbild für alle Ärzte. Seine Heilungswunder legitimierten,

obgleich sie zunächst die *spirituelle* Rettung des Menschen zum Ziel hatten, die Medizin, die ja eine heidnische Erfindung war und sich von diesem Makel befreien musste. Körperliche Gesundheit war demnach nichts Schlechtes, weil Christus selbst, um ein Zeichen zu setzen, sie oft genug bewirkt hatte. In einer Welt, in der viele Christen den Märtyrertod geradezu erstrebt hatten, war diese Einschätzung zunächst alles andere als selbstverständlich! Es kann kaum verwundern, dass die Gesundheit des Körpers in einer vergeistigten Religion, wie sie das Christentum bald darstellte, für viele Theologen *nicht* zu den Primärzielen zählte. Noch um 790 entschuldigte sich der Autor des ältesten erhaltenen Arzneibuchs aus dem deutschsprachigen Raum, ein unbekannter Mönchsarzt des Klosters Lorsch, für die heidnischen Ursprünge der Heilkunde!

Für die meisten nichtchristlichen Ärzte Roms war dagegen – bis in die christliche Ära, ja bis in die Zeit Konstantins – die „positivistische“ Haltung des Herophilos repräsentativ. Weder die Stoà noch asketische Strömungen des Heidentums konnten den hippokratischen, alexandrinischen oder galenischen Mediziner davon abhalten, sich um die körperliche Gesundung seiner Patienten zu kümmern. Nach Galen galt sie sogar als „*Scopus et finis medicinae*“, d. h. als Zweck und Endziel der Heilkunde. Die stoische Philosophie konnte hieran substanziell ebenso wenig ändern wie das aufkommende Christentum. Gesundheit galt im aufgeklärten Alltag der römischen Kaiserzeit als hohes Gut. Nach Galen sollte der Arzt, der sich um sie kümmert, allerdings das „Ganze“ im Auge haben und die Philosophie „in all ihren Teilen beherrschen, in der Logik, der Physik und der Ethik“. Körper und Seele erschienen untrennbar verbunden. Auch eine Gesundheitspädagogik wurde angemahnt: Schon bei Kleinkindern sind demnach die Veranlagungen zu beobachten und durch Spiele und Übungen zu korrigieren. Entstehung, Ernäh-

rung, Wachstum und gesundes Gedeihen begründete Galen mit der aristotelischen Effizienz-Theorie, wonach sich die Natur einer höchst zweckgebundenen, von Gott gewollten „teleologischen“ Physiologie bedient. Sie bewirkt, dass jede Spezies, ob Tier oder Mensch, in der Regel überlebt und prosperiert. Die Natur unterstützt die Gesundheit dadurch, dass sie nichts Unnützes oder Überflüssiges schafft und nichts, „daß es auf eine andere Art besser sein könnte“. Der gute Arzt sieht sich als ihr Diener.

Elegante Umschreibungen statt Definitionen – die Taktik des Herophilos wäre, um den Sprung in die Gegenwart zu wagen, durchaus im Sinn der modernen Sozialwissenschaften gewesen. Ist Gesundheit, so fragen die Soziologen heute, nicht bloß ein gesellschaftliches Konstrukt? Man bezweifelte in jüngster Zeit, ob es überhaupt vernünftige, hieb- und stichfeste Definitionen geben kann. Handelt es sich nicht um eine „Worthülse“, in die man alles hineinverpackt, wie es der Zeitgeist erfordert, im Extremfall, wie es lange Zeit die Weltgesundheitsorganisation verlangte, selbst ein andauerndes und uneingeschränktes soziales Wohlbefinden? Bemerkenswert erscheint allerdings auch folgende Tatsache: Während Historiker, Medizinhistoriker, Soziologen und Sozialwissenschaftler verschiedenster Couleur immer neue Assoziationen und Definitionen vorschlugen, um bestimmten Paradigmen und Moden der Wissenschaft gerecht zu werden, blieb die *subjektive* Erwartung – geht man in der Kulturgeschichte auf Suche – in allen Epochen erstaunlich konstant und auf vernünftige Art und Weise bescheiden! Die gesundheitliche Idealvorstellung der meisten Menschen kreist und kreiste – ungeachtet kultureller Grenzen (was zunächst kühn klingt!) – um folgende, von Karl Jaspers zusammengestellte Begriffe: „Leben, langes Leben, Fortpflanzungsfähigkeit, körperliche Leistungsfähigkeit, Kraft, geringe Ermüdung, keine Schmerzen“, ein Zustand, in dem man den Körper „abge-

sehen von lustvollen Daseinsgefühlen“ (Jaspers) kaum wahrnimmt. Im Grunde verborgen, manifestiert sich die Gesundheit in unterschiedlichen Aktionen und Planungen, im Gesamtbild einer Persönlichkeit, in deren Zukunftsvisionen und natürlich in der Leistungsfähigkeit, wobei der Einfluss von Gesellschaftsform, Religion, Bildungsgrad – natürlich – in unterschiedlichen Graden evident ist. Dennoch lässt sich sagen: Die subjektive Erwartungsbreite in Sachen Gesundheit blieb jahrhundertlang bemerkenswert konstant. Ludwig Börnes Satz „Es gibt 1000 Krankheiten, aber nur eine Gesundheit“, trifft diese Tatsache, wenn auch in genialer Vereinfachung, sehr treffend. Es gibt offensichtlich so etwas, wie es der Münsteraner Physiologe und Medizinhistoriker Rothschiuh zitiert hat, wie „fundamentale primäre Werthaltungen, die zur Führung und Erhaltung des Daseins notwendig sind“. Der Wunsch nach Gesundheit, gebunden an Schmerzfreiheit, körperliche und geistige Unabhängigkeit und eine bestimmte Hoffnungsfähigkeit gehört zu diesen Konstanten. Um sie herum gruppiert sich allerdings der tausendfach variierte, *individualisierte* Traum vom Gesundsein.

In der Tat war es – spätestens seit den Vorsokratikern – klar, dass die Definition der Gesundheit auch philosophische, politische, geistige und subjektive Aspekte zu berücksichtigen hat. Man erkannte, dass sie nicht nur, wie es die heutige medizinische Diagnostik nahe legt, einen naturwissenschaftlich-positivistischen, sondern auch einen „psychologisch-moralischen“ Tatbestand darstellt (wie sich Hans Georg Gadamer in seinem bemerkenswerten Büchlein „Über die Verborgenheit der Gesundheit“ ausdrückte) mit einer stark subjektiven Komponente. Hermann Boerhaave, ein berühmter Medizinprofessor und Autor aus Leiden (gest. 1738), stellte in seinen Aphorismen fest, dass „jeder Mensch seine besondere Gesundheit habe“, d. h. letztlich einen eigenen Lebensstil und subjektiv

gewählte Ziele, die durch den Grad der Gesundheit mitbestimmt werden. Dies widerlegt nicht die These Börnes. Boerhaave unterstreicht vielmehr, dass erst die Gesundheit es ermöglicht, das Leben unabhängig zu gestalten. Was man mit seiner Gesundheit anfängt, wie man sie empfindet und wertet, ist vor allem kulturell bzw. biographisch vorgegeben. Trotz einer breiten Skala von Normwerten, deren sich Ärzte und Patienten zunehmend bedienen, ist sie deshalb im Grunde nicht messbar, sondern beruht – so Gadamer – auf der „inneren Angemessenheit“, d. h. der Übereinstimmung des Individuums mit sich selbst. Es war ein billiger Traum des 19. Jahrhunderts, der bis heute durch die Medizin geistert (man denke nur an den Begriff „quality adjusted life years“, mit dessen Hilfe manche Gesundheitsökonominnen das Lebensrecht Schwerkranker reglementieren möchten!), dass das menschliche Befinden objektivier- oder messbar sei.

Die Basis der Gesundheit bildete, wie es schon Alkmaion von Kroton (um 500 v. Chr.) propagierte, für die meisten Menschen bis zum 19. Jahrhundert eine Art Gleichgewicht von Säften, Gedanken, Elementen und „Qualitäten“. Ein Mensch, der nicht „in seiner Mitte“ ist, fühlt sich krank. Für Thomas von Aquin stellte Krankheit eine „disordinatio corporis“ dar. Der mittelalterliche Ordo sah vor, dass Makrokosmos und Mikrokosmos (d. h. der Körper des Menschen) im Lot sind und sich entsprechen, dass Frieden herrscht im Großen und Gesundheit im Kleinen. Diese Vorstellung des Ausgleichs war uralte. Nach Alkmaion wurde „Gesundheit durch das Gleichgewicht des Feuchten und Trockenen, Kalten und Warmen, Bitteren und Süßen erhalten“. Hiermit wurde die jahrtausendealte Tradition der Humoralpathologie („Viersäftelehre“) begründet, die Basis der alten Diätetik, die sich nicht nur auf das Essen und Trinken bezog, sondern eine umfassende Lebenskunst (ars vivendi) umfasste. Seit den Hippokratikern

schwung so auch die Vorstellung mit, dass der Mensch für seinen Zustand verantwortlich sei. Er hatte, um gesund zu bleiben, ein Zuviel oder Zuwenig, d. h. Übertreibungen in jeder Richtung zu meiden und den Ausgleich in allen Lebenslagen anzustreben. Die „eukrasia“ (Wohlmischung) der Körpersäfte wurde zum Symbol des harmonischen, ausgeglichenen Lebens. Da nach Alkmaion auch externe Faktoren, etwa die Beschaffenheit des Wassers und der Landschaft oder die Richtung und „Qualität“ der Winde das Befinden beeinflussten, zeigt, dass dessen Komplexität in der Antike wohl bekannt war. Man brauchte im übrigen keinen Arzt, um diese Lebensweisheit, die letztlich *philosophische* Wurzeln hatte, zu verstehen. Selbst die Metaphysik spielte in Alkmaions Gesundheitskonzept eine untergeordnete Rolle. Maimonides, der jüdisch-mittelalterliche Philosoph, welcher die antiken Ärzte gelesen hatte, bemerkte hierzu: „Würde der Mensch so auf sich selbst Acht geben wie er auf das Tier achtet, auf dem er reitet, bliebe er von vielen ernsten Komplikationen verschont.“ Heute wäre der Vergleich mit Autos, Besitz oder juristischen Ansprüchen angemessen.

Natürlich ist die Frage berechtigt, ob und wie weit solche Definitionen, Modelle und Bilder für den heutigen Menschen – über einen gewissen historischen Unterhaltungswert hinaus – von Bedeutung sind. Stellt unser Wissen über den Einfluss der Gene auf unser Befinden eine solche Gesundheitsphilosophie, welche auf Selbstkontrolle und Eigenverantwortung baut, nicht radikal in Frage? Zweifellos haben wir mit der These, Gesundheit stelle den Beweis eines geordneten Lebens dar und habe deshalb eine moralische Dimension, unsere Schwierigkeiten. Wir sollten die antiken Empiriker und ihre mittelalterlichen Epigonen hier aber nicht unterschätzen. Sie wussten sehr wohl, dass die „Natur“ des Menschen ihm individuell differierende Grenzen setzt, innerhalb derer eine Entschei-

dung für oder gegen die Gesundheit – durch eine entsprechende Lebensführung – durchaus möglich und sinnvoll erschien. „Was ist Tugend?“, fragte noch Goethe deshalb bewusst. Und seine einfache Antwort lautete: „Ein sehr schöner Name für das einfachste Ding: Gesundheit.“ Die Demontage der Eigenverantwortung für das körperliche und seelische Ergehen ist allerdings – in Folge einer verderblichen Versicherungsmentalität, aber auch schleichenden Entfernung von den ethischen Wurzeln unserer Gesundheitskultur – in vollem Gange. Einige amerikanische Soziologen halten Appelle an die Eigenverantwortung geradezu für unethisch, weil die meisten Menschen, was ihr Gesundheitsverhalten angeht, *sozial* konditioniert seien. Für Goethe signalisierte Gesundheit dagegen Freiheit und subjektiv unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten. „Gesund“ erschien es ihm auch, für das eigene, künftige Wohlergehen zu sorgen. Gerade das Gefühl, noch weiterschreiten zu können, Körper und Geist weiter ausbilden zu können, bewirke jene positive Grundstimmungen, welche die Gesundheit erhalten. Die antike Sportmaxime „*Melios ad summum quam in summo*“ faszinierte ihn. Wer in singularer Topform ist, ist nach Goethe nicht gesund, weil er sich nicht weiterentwickeln kann! Auch in Sachen Gesundheit sagte er dabei dem „Newton’schen Gespenst“ den Kampf an: „Das Messen eines Dings ist eine grobe Handlung, die auf lebendige Körper nicht anders als höchst unvollkommen angewendet werden kann“. Es war immerhin die Zeit, wo angesehene Gelehrte wie Christian Adam Peuschel und vor allem Johann Caspar Lavater an Physiognomie und Körperhaltung, ja selbst an Profil und Kopfform die „Zeichen der Gesundheit“ (und natürlich Krankheit) zu erkennen, d. h. messen zu können glaubten. Goethe wandte sich scharf gegen eine solche Schematisierung des Gesundheitsbegriffs! Nicht in der Kopfform, sondern in der „Wohlgeordnetheit“ der Existenz, „die auch

Diätetik und Lebenskultur einschließt“, liege das Heil des Menschen. Goethe war kein Christ. Gott oder die Vorstellung der Strafe spielte in seiner Krankheitstheorie keine Rolle mehr, wohl aber die Seele. Seine Gesundheitstheorie war differenzierter als diejenige der meisten Zeitgenossen. 1790 hatte der Lippe-Detmoldische Hofmedicus Johann Christian Scherf betont: „Ich brauch’s ja wohl nicht erst zu sagen, dass ich unter Gesundseyn nicht die Abwesenheit von eigentlichen Krankheiten, sondern die gesamten körperlichen Kräfte und Fähigkeiten des Menschen auf der höchstmöglichen Stufe ihrer Vollkommenheit verstehe“. Solche Definitionen waren Goethe zu banal und aufgeblasen. Er wusste, dass Forderungen dieser Art, die bis heute populär sind, Natur und Möglichkeiten des Menschen überschreiten.

Heute neigen wir dazu, uns dann gesund zu fühlen, wenn wir unseren Körper nicht wahrnehmen. Leriche sprach in seiner berühmten Definition vom „Schweigen der Organe“. Mit zunehmendem Alter wird dies immer wünschenswerter. Allerdings schließt – Mediziner machen diese Erfahrung täglich – die subjektive Erfahrung des „Schweigens der Organe“ (leider) selbst schwerste Krankheiten – man denke an bestimmte Psychosen und Neurosen oder Frühstadien von Infektionskrankheiten, aber auch von Krebs! – keineswegs aus. Der philosophisch-anthropologische Aspekt der Krankheitsdefinition, der von der normierenden, messenden Medizin nicht erfasst werden kann, wird erneut deutlich. Die Laborwerte mögen Schreckliches ankündigen, das betreffende Individuum hält sich für gesund (ein subjektiv beneidenswerter Zustand, der ihm belassen werden sollte). „So lange ein Mensch sich gesund fühlt, hat er auch das Recht, sich für gesund zu halten“, erkannte der Dichter Christoph Martin Wieland 1778 zu Recht. Oder ist es objektiv besser sich krank zu fühlen, wenn kein Arzt und keine medizinisch-

technische Assistentin eine Spur einer Erkrankung messen können, wenn also nur die neurotische oder – vorsichtiger ausgedrückt – *subjektive* Tendenz besteht, an die eigene Krankheit zu glauben? Viele Ärzte, vor allem aber die wirklich Kranken (mit technisch objektivierbarer Diagnose), die sich nach dieser Situation natürlich sehnen, würden dies bejahen. Wie dem auch sei: Auch die Definition des „Schweigens der Organe“ setzt einen reduzierten, mangelhaften und letztlich technischen Gesundheitsbegriff voraus. Gesundheit verbindet sich, zumindest in der europäischen Kulturgeschichte, mit mehr, u. a. mit einem Gefühl der Hoffnung und Freiheit, dem Weiterschreiten- und Pläne-Schmieden-Können Goethes!

Obgleich die Gesundheit sich – historisch gesehen – aus der subjektiven Sicht der Betroffenen enger und einheitlicher darstellt als es die meisten Soziologen zugeben, ist sie keineswegs statisch. Sie stellt vielmehr ein Fließgleichgewicht mit unsicheren Grenzen dar, das vielerlei Einflüssen und Grenzen unterworfen ist. Wie die Puppen in Kleists Marionettentheater erreicht der Gesunde, bildlich gesprochen, eine Art Schwerelosigkeit, die niemals erzwungen werden kann. Das Steady State des Wohlbefindens wird ohne besondere Anstrengung gehalten, während der Labile, Gefährdete und Kranke sich vergeblich bemüht. Diese physiologische wie subjektive Labilität des Gesundheitsseins erschwert nicht nur seine Messbarkeit, sondern auch die Abgrenzung zur Krankheit. Jeder Mensch erlebt „das Gefühl der Gesundheit, des Wohlbefindens, der Zufriedenheit“ – trotz aller gemeinsamen Erwartungen – „durchaus persönlich“, wie der Dichter Novalis um 1800 schrieb. Gesundheit lässt sich, wie bereits erwähnt, nicht normieren.

Dass die berühmte, zu Recht häufig kritisierte Gesundheitsdefinition der WHO von einem statischen Zustand völligen körperlichen, seelischen und sozialen Wohlbefindens ausgeht, ist tatsächlich bemerkenswert. Es reflektiert – ab-

gesehen von dem problematischen Menschenbild, das dahintersteckt (einem Menschenbild, das Schmerz und Negatives aus dem Menschsein eliminiert) – den aus den westlichen Industriestaaten exportierten Irrtum, der Mensch kenne im Grunde nur zwei körperliche Befindlichkeiten: Krankheit und Gesundheit, volkswirtschaftlich gesprochen: Krankheit und Arbeitsfähigkeit.

Diese Vorstellung wurde seit dem späten 19. Jahrhundert durch die Sozialgesetzgebungen der westlichen Staaten begünstigt. Sie kann schon deshalb nicht befriedigen, weil jedes Individuum, wie angedeutet, zwischen Beschwerdefreiheit und zumindest subjektiv empfundenen Leiden hin- und herschwankt. Diese „Zwischenzone“ – sie umfasst meistens Kopfschmerzen, Menstruationsbeschwerden, aber auch häufig Schlaflosigkeit oder gewisse Stressreaktionen – hat, wie schon Herophilus oder Galen lehrten, in den meisten Fällen keinen Krankheitswert, sondern gehört gerade zur natürlichen Erfahrungswelt des Menschen. Galen (2. Jahrhundert n. Chr.) beschrieb – neben der echten Krankheit und völligen Beschwerdefreiheit einen dritten, für die Menschen geradezu charakteristischen Zustand. Dieser Status sei als „Weder krank noch gesund sein“ zu umschreiben, als „Keines von beiden“ (lateinisch „ne-utrum“, wie man im Mittelalter übersetzte, wovon sich unser Begriff „Neutrum“ ableitet!). Michelangelos Klage „mit Fieber, Stichen, Zahn- und Augenschmerzen“ durch die Welt gehen zu müssen (in einem Brief an Vittoria Colonna), charakterisiert deshalb das durchschnittliche Befinden der Weltbevölkerung – gestern wie heute – weitaus treffender als das von vielen ersehnte „Schweigen der Organe“. Erst der zunehmende Gebrauch von Schmerz- und Kreislaufmitteln, aber auch das neue Fitness-Ideal (und nicht zuletzt die Pseudo-Gesundheits-Propaganda von Ärzten und Krankenkassen in den goldenen Zeiten des deutschen Wirtschaftswunders, alles sei mach-

bar und bezahlbar) nivellierte die uralte Erfahrung, dass Störungen der Befindlichkeit zum Leben gehören, dass die Krankheit eine „notwendige Lebensäußerung einer nun einmal befristeten, von Sorgen belasteten Existenz darstellt“ (Heinrich Schipperges).

An dieses empirisch kaum bestreitbare Faktum knüpfen die meisten Autoren unserer Zeit an. Man unterstreicht, dass nicht nur die Gesundheit, sondern auch die Krankheit und jener „neutrale“ Zustand Galens wellenförmige Phänomene darstellen. Der kranke, von Beschwerden geplagte Mensch hat einen Trost: Schlechtere Zeiten enthalten den Keim für bessere. Nicht nur für Goethe bewirkte „das ewige Auf und Ab der Stimmungen und körperlichen Zustände (...) immer neue Versuche, ja Schübe der Gesundheit, das Optimum zu erreichen“. Carl Gustav Carus, Maler, Schriftsteller und zeitweise Goethes Arzt, betonte: „Gerade eine von Grund aus gesunde Natur äußert sich darin, dass sie auch, wenn man so sagen darf, gesunder Krankheiten fähig ist, d. h. dass Krankheiten – physische und psychische – von welchen nun einmal kein Sterblicher ganz unangetastet bleibt, in einem gewissen regelmäßigen Gange und mit kräftigen und vollkommenen Entscheidungen sich entwickeln und vorübergehen.“ Auch nach Georges Canguilhem, dem französischen Medizintheoriker unserer Zeit, zählen gelegentliche Erkrankungen zur „Norm des Lebens“. Seine hieraus abgeleitete Gesundheitsdefinition lautet: „Was die Gesundheit ausmacht, ist die Möglichkeit, die das augenblicklich Normale definierende Norm zu überschreiten, Verstöße gegen die gewohnheitsmäßige Norm hinzunehmen und in neuen Situationen neue Normen in Kraft zu setzen.“ Nur das gesunde Individuum kann all die Aufgaben und sozialen Rollen erfüllen, welche das Leben vorsieht. Gesundheit ist da nur von Vorteil, Krankheit nur von Nachteil. Die meisten Menschen würden diese These wohl unterstreichen.

Angesichts der in heutigen Stellengesuchen üblichen Begriffe „Belastbarkeit, Flexibilität, Topfitness“ gilt die uralte Erkenntnis, dass der Verlust der Gesundheit auch positive Kräfte freisetzen kann, eher als philosophische Spitzfindigkeit. Novalis unterstrich, dass „Krankheiten auch positiven Wert gewinnen (...), ja Lehrjahre der Lebenskunst und Gemütsbildung darstellen“ und die Tendenz zu einer zumindest geistig-anthropologischen Gesundung in sich tragen. „Das unkritische Sich-für-Gesund-Halten sowie das unkritische Sich-für-Krank-Halten, beides ist Fehler – und Krankheit“ (so Novalis wörtlich). Ob man sich allerdings krank oder gesund fühlt, man muss sich stets um die Gesundheit bemühen. Täglich hat der Mensch aus seinem Leben ein Kunstwerk zu formen, ein „Lebenskunstwerk“, das die Gesundheit unter Beweis stellt. Carus predigte als erster den Begriff des „Unbewussten“, das angesichts vielfältiger leiblich-seelischer Beziehungen die Gesundheit sehr wohl erhalten, fördern oder zerstören kann. Gesund ist, wer seine Talente (durchaus auch im biblischen Sinn) für sich, seine Familie und den Staat positiv nutzt. Für den Protestanten Carus war letztlich derjenige gesund, der fühlte, dass Gott seine Handlungen, seine Karriere, seinen Erfolg wohlgefällig betrachtete. Für das persönliche Umfeld war eine solche Gesundheit, die sich in Erfolg, Macht, aber auch Selbstgefälligkeit erfüllte, wohl nicht immer leicht zu ertragen. Dennoch hatten Carus (und andere so genannte „romantische“ Ärzte und Philosophen) für viele Zeitgenossen einen wichtigen Ansatz wiederentdeckt: Gesundheit war leiblich-seelisch zu betrachten. Sie zeigte sich in einer harmonischen Interdependenz von Kräften, Oszillationen, Spannungen und Empfindungen. Begriffe wie Entspannung, Ruhe, Erbauung und Glück waren eng miteinander verbunden. Johann Nepomuk Ringseis, der Leibarzt und kunstbegeisterte Reisebegleiter Ludwigs I. von Bayern, empfahl als Prophylaxe die Betrachtung

alter, christlicher Kunst. Hierdurch werde alles „Fremdartige“ aus Leib und Seele vertrieben, „darum alle Verrichtungen mit Leichtigkeit und Behagen vonstatten gehen“. *Relativ* gesund ist nach Ringseis jemand, „bei dem die Harmonie des vorhandenen Geistig-Physisch-Leiblichen nicht merklich gestört ist“, während die Zeichen *normaler* Gesundheit folgende sind: „Der Geist (ist) in allen seinen Richtungen ungebunden; alle, insbesondere die zentralen Sinn- und Bewegungsorgane (sind) im Ebenmasse entwickelt und mit Leichtigkeit wirkend; das Blut (ist) von mittlerer Menge, angenehm rot von mäßiger Dichtigkeit, die Hautwärme angenehm, der Puls gleichmäßig und kräftig (...).“ Die Physiologie wurde hier gleichsam philosophisch ummantelt. In der Folgegeneration – zur Mitte des 19. Jahrhunderts, als die naturwissenschaftliche Methodik in der Medizin im Umkreis von Virchow gleichsam explodierte – wurde dieses Konzept bereits von den meisten Kollegen in Frage gestellt. Ein Schüler von Ringseis schrieb über ihn: „Daß er geschöpft aus dem ganzen und vollen, daß er seine Wissenschaft niemals losgelöst von der wissenschaftlichen Gesamtwahrheit, vom Bleibenden in der Welt- und Menschengeschichte, vom Urheber aller Dinge“, habe ihn am meisten gefesselt, „während es ihm von anderen am meisten zum Vorwurf gemacht worden sei.“ Das war bereits um 1850, als Wilhelm Wunderlich im Leipziger Jakobspital die Fieberkurve ans Krankenbett heften ließ, die seitdem alles am Patienten Messbare bzw. für messbar Gehaltene festhält. Die Entwicklung ging in seinem Sinne, nicht wie Ringseis es wünschte. Die heutige für den Klinik-Alltag charakteristische Welle des Messens, Addierens, Codierens, Übertragens, Ergänzens, Abhakens, Gegenzeichnen, Ausfüllens, Beantragens und Begründens ist alltäglicher Beweis der Reduktion menschlichen Leidens auf technische oder ökonomische Parameter.

Die Untersuchung des Gesundheitsbegriffs möchte ich

mit einem Ausblick auf Nietzsche schließen, der wie Goethe die guten Philosophen scharf von der messenden Ärzteschaft trennte: „Es steht uns Philosophen nicht frei, zwischen Seele und Leib zu trennen. Es steht uns noch weniger frei, zwischen Seele und Geist zu trennen. Wir sind keine denkenden Frösche, keine Objektivier- und Registrier-Apparate mit kaltgestellten Eingeweiden (...).“ Dies war ein Frontalangriff auf die messende, rein naturwissenschaftliche Medizin der Zeit! Erneut wird die Messbarkeit menschlicher Existenz abgelehnt und das Subjektive des Daseins herausgestellt. Die „Physiologen“ kümmern sich um die Normvarianten der tierischen Gesundheit, während die „große Gesundheit“ für Nietzsche gerade nicht normierbar ist! Sie zeichnet sich für ihn durch „jene überströmende Sicherheit“ aus, welche jede Krankheit besiegt. Auch Nietzsche sieht Leiden und Krankheit als unvermeidliche Erfahrungen des Lebens, ohne freilich – wie christliche Asketen, Novalis oder auch Goethe – ihre positiven Elemente eindeutig erkennen zu können.

Standen nun Denker wie Goethe oder Nietzsche, Novalis oder Augustinus bei aller Unterschiedlichkeit, was ihre Reflexionen über die Gesundheit betraf, philosophisch-theologisch gegen die Realität? Tatsächlich wird die geistige Dimension der Gesundheit in einem säkularen Zeitalter wie dem unsrigen kaum hinterfragt, schon gar nicht von den Ärzten. Der Vernünftige gibt eher Schopenhauer recht, der in den Aphorismen betonte: „Die größte aller Torheiten ist es, seine Gesundheit aufzuopfern, wofür es auch sei, für Erwerb, für Beförderung, für Gelehrsamkeit, für Ruhm, geschweige für Wollust oder flüchtige Genüsse.“ Und er fügte gleich hinzu: „Neun Zehntel unseres Glücks beruhen auf der Gesundheit.“ Sie wurde im 19. Jahrhundert zum bürgerlichen Traum schlechthin: „Ein aus vollkommener Gesundheit und glücklicher Organisation hervorgehendes, ruhiges und heiteres Temperament, ein

klarer, lebhafter, eindringender und richtig fassender Verstand, ein gemäßigter, sanfter Wille und demnach ein gutes Gewissen, dies sind Vorzüge, die kein Rang oder Reichtum ersetzen kann.“ Niemand wird wohl Schopenhauer hier widersprechen.

Man sollte mit dem Begriff Gesundheit (lateinisch „salus“ – in den romanischen Sprachen ist er mit Rettung verwandt!), ein bisschen mehr verbinden als Schmerzfreiheit und Unbeschwertheit. Fordert man diese für die eigene Existenz ein, liefert man sich (auf Dauer) utopischen Forderungen aus, dann kann man eigentlich nur unglücklich werden. Damit hätte man nach Alkmaion die Gesundheit wirklich verloren! Permanent einem uneinlösbaren Wunsch anzuhängen, zerstört die Ordnung des Körpers.

Literatur

- Bergdolt, Klaus:* Leib und Seele. Eine Kulturgeschichte des gesunden Lebens, München 1999 (mit zahlreichen Beispielen und ausführlicher Literatur).
- Canguilhem, Georges:* Das Normale und das Pathologische. Aus dem Französischen von Monika Noll und Rolf Schubert. München 1974.
- Gadamer, Hans-Georg:* Über die Verborgenheit der Gesundheit. Aufsätze und Vorträge. Frankfurt am Main 1993.
- Gerabek, Werner E.:* Friedrich Wilhelm Joseph Schelling und die Medizin der Romantik. Studien zu Schellings Würzburger Periode (=Europäische Hochschulschriften VII,1). Frankfurt am Main u. a. 1995.
- Hartmann, Fritz:* Ärztliche Anthropologie. Das Problem des Menschen in der Medizin der Neuzeit. Bremen 1973.
- Rothschuh, Karl Eduard:* Prinzipien der Medizin. Ein Wegweiser durch die Medizin. München/Berlin 1965.
- Sandblom, Philip:* Kreativität und Krankheit. Vom Einfluß körperlicher und seelischer Leiden auf Literatur, Kunst und Musik. Heidelberg 1990.

Schipperges, Heinrich: Homo patiens. Zur Geschichte des kranken Menschen. München 1985.

Sigerist, Henry: Mens sana in corpore sano. Das Gesundheitsideal im Wandel der Jahrhunderte. Stuttgart 1952.

Temkin, Owsei: Hippocrates in a World of Pagans and Christians. Baltimore 1991.

Reflexionen zur Gesundheit aus pastoraler Sicht

Angelo Scola

1. Tod (und Krankheit): Existenzieller Vorgang oder pures Dahinsterben?

„Was uns so betroffen macht ist das, was im Leben unabänderlich erscheint: das überall verbreitete Leiden, das Leiden der Wehrlosen und Schwachen, das Leiden der Tiere, der stummen Kreatur (...), (aber auch) die Tatsache, dass man nichts daran ändern, dass man es nicht abschaffen kann.“ So ist es und so wird es bleiben. Hierin liegt der entscheidende Punkt des Problems.

Die bittere Feststellung Romano Guardinis will ausdrücken, dass Krankheit, Leiden und Tod notwendige Stationen des menschlichen Lebens darstellen und folgenden rätselhaften Zustand vor Augen führen: Der Mensch ist ein Wesen, das dazu fähig wäre, das *Unendliche* zu erfassen, gleichzeitig aber unentrinnbar durch seine *Endlichkeit* gezeichnet ist. Die ganze menschliche Existenz bewegt sich faktisch im Spannungsfeld zweier Pole: Einerseits ist sie an die Fesseln der Hinfälligkeit gebunden (in der Grenzsituation, im flüchtigen Augenblick, in der Krankheit und im Moment des Todes). Andererseits ist jeder Augenblick des Lebens von der Sehnsucht nach dem Unendlichen bestimmt. Wie immer man dieses bezeichnen möchte – das „Herz“ des Menschen (im biblischen Sinn ist es identisch mit dem Verstand) sehnt sich danach wie nach einer Heimat, in der man sicher verweilen kann.